

VIRGINIA
WOOLF



EIN ZIMMER
FÜR SICH ALLEIN

Aus dem Englischen neu übersetzt
von Simone Fischer

NIKOL
VERLAG

Kapitel 1

Aber, so werden Sie vielleicht sagen, wir haben Sie gebeten, über Frauen und Literatur zu sprechen – was hat das mit einem Zimmer für sich allein zu tun? Ich werde versuchen, es Ihnen zu erklären. Als Sie mich baten, über Frauen und Literatur zu sprechen, setzte ich mich an das Ufer eines Flusses und begann, über die Bedeutung dieser Worte nachzudenken. Ein Vortrag über Frauen und Literatur könnte einfach ein paar Bemerkungen über Fanny Burney enthalten, ein paar weitere über Jane Austen, eine Würdigung der Brontës und eine Beschreibung des verschneiten Pfarrhauses in Haworth. Dazu wenn möglich ein paar geistreiche Bemerkungen über Miss Mitford, eine ehrfürchtige Anspielung auf George Eliot, eine Erwähnung von Mrs. Gaskell, und schon wäre alles gesagt. Doch bei näherer Betrachtung erschienen mir diese Worte nicht mehr so einfach. Der Titel »Frauen und Literatur« könnte bedeuten – und vielleicht haben Sie das auch so gemeint –, dass es um Frauen und ihre wahre Natur geht, oder aber um Frauen und die von ihnen verfassten literarischen Werke, oder um Frauen und die Literatur, die über sie verfasst wird, oder vielleicht um die untrennbare Verflechtung all dieser drei Aspekte, von der Sie wünschen, dass ich sie in diesem zusammenhängenden Kontext betrachte. Als ich jedoch begann, das Thema auf diese letzte Weise zu betrachten, die mir am interessantesten erschien, erkannte ich bald, dass dies einen entscheidenden Nachteil hatte. Ich würde niemals zu einem Ergebnis kommen können. Ich würde niemals in der Lage sein, das zu erfüllen, was meiner Meinung nach die oberste Pflicht einer Vortragenden ist, nämlich Ihnen nach einer Stunde Redezeit den Kern der reinsten Wahrheit zu überreichen, den

Sie zwischen die Seiten Ihres Notizbuchs stecken und für alle Ewigkeit auf Ihren Kaminsims stellen können. Alles, was ich Ihnen anbieten kann, ist meine Meinung zu einem nebensächlichen Punkt: Eine Frau muss über Geld und ein Zimmer für sich allein verfügen, wenn sie literarische Werke verfassen möchte. Wie Sie sehen werden, bleibt damit das große Problem der wahren Natur der Frau und der wahren Natur der Literatur ungelöst. Ich habe mich der Pflicht entzogen, zu einer Schlussfolgerung in diesen beiden Fragen zu gelangen – Frauen und Literatur bleiben, soweit es mich betrifft, ungelöste Probleme. Doch zur Wiedergutmachung werde ich Ihnen so gut wie möglich darlegen, wie ich zu dieser Meinung über das Zimmer und das Geld gekommen bin. Ich werde Ihnen so ausführlich und offen, wie es mir möglich ist, die Gedankengänge schildern, die mich zu dieser Ansicht geführt haben. Wenn ich die Ideen sowie die Vorurteile, die hinter dieser Aussage stehen, offenlege, werden Sie vielleicht feststellen, dass sie Rückschlüsse auf Frauen und auf Literatur zulassen. Wenn ein Thema sehr kontrovers ist – und das ist jede Frage, bei der es um die Geschlechter geht –, kann man keinesfalls darauf hoffen, die Wahrheit gefunden zu haben. Man kann lediglich aufzeigen, wie man zu seiner jeweiligen Meinung gelangt ist. Man kann seiner Hörerschaft nur die Möglichkeit bieten, ihre eigenen Schlussfolgerungen zu ziehen, indem sie die Grenzen, Vorurteile und Eigenheiten der Vortragenden berücksichtigt. Die Literatur vermittelt in dieser Hinsicht wahrscheinlich mehr Wahrheit als die bloßen Tatsachen. Daher schlage ich vor, dass ich mir alle Freiheiten und Privilegien einer Schriftstellerin nehme, um Ihnen die Geschichte der beiden Tage zu erzählen, die meiner Ankunft hier vorausgingen – wie ich, niedergedrückt von der Last des Themas, das Sie mir

aufgelegt haben, darüber nachdachte und wie ich dieses Problem in meinem Alltag verarbeitete. Ich muss wohl kaum erwähnen, dass die folgenden Darstellungen nicht der Realität entsprechen. Oxbridge ist eine Erfindung, ebenso wie Fernham. »Ich« ist lediglich eine praktische Bezeichnung für jemanden, der in Wirklichkeit nicht existiert. Aus meinem Mund werden Lügen kommen, aber vielleicht ist hier und da auch ein Körnchen Wahrheit dabei. Es liegt an Ihnen, diese Wahrheit aufzuspüren und zu entscheiden, ob sie es wert ist, bewahrt zu werden. Wenn nicht, werfen Sie das Ganze natürlich in den Papierkorb und haben es schon bald vergessen.

Da saß ich nun also (nennen Sie mich Mary Beton, Mary Seton, Mary Carmichael oder wie Sie möchten – das ist nicht von Bedeutung) vor ein oder zwei Wochen bei schönem Oktoberwetter am Ufer eines Flusses und war in Gedanken versunken. Jenes Joch, von dem ich gesprochen habe, Frauen und Literatur, die Notwendigkeit, zu einer Schlussfolgerung über ein Thema zu gelangen, das alle möglichen Vorurteile und Leidenschaften weckt, drückte meinen Kopf zu Boden. Zu meiner Rechten und Linken leuchtete das Ufergebüsch golden und purpurrot, sodass seine Farben vor flimmernder Hitze fast zu glühen schienen. Auf der anderen Seite des Flusses weinten die Weiden, ihre Haare um die Schultern, ihr immerwährendes Klagelied. Der Fluss spiegelte alles wider, was ihm gefiel, den Himmel, die Brücke und den glühenden Baum, und wenn ein Student mit seinem Boot durch die Spiegelungen hindurchgerudert war, schlossen sich diese hinter ihm wieder so vollständig, als hätte es ihn nie gegeben. Dort hätte man stundenlang in Gedanken versunken sitzen können. Die Überlegungen – um sie mit einem ehrwürdigeren Namen zu bezeichnen, als

sie verdienten – hatten ihre Angelschnur in den Fluss ausgeworfen, wo diese Minute um Minute zwischen den Spiegelungen und den Wasserpflanzen hin und her trieb, sich vom Wasser heben und senken ließ, bis – Sie kennen diesen kleinen Ruck – sich am Ende der Schnur plötzlich die Grundzüge einer Idee formten. Doch was kam nach dem behutsamen Einholen und dem vorsichtigen Ausbreiten zu Tage? Ach, wie klein und unbedeutend erschien mir meine Idee, die dort im Gras lag; wie ein Fischlein, das ein guter Angler wieder ins Wasser zurückwirft, damit es fetter wird und eines Tages wert ist, zubereitet und gegessen zu werden. Ich möchte Sie nun gar nicht weiter mit dieser Idee behelligen, doch wenn Sie mir aufmerksam folgen, werden Sie sie vielleicht im Laufe meiner Ausführungen selbst entdecken.

Doch so klein sie auch war, besaß sie dennoch die geheimnisvolle Eigenschaft ihrer Art und wurde, nachdem sie sich in den Gedanken festgesetzt hatte, mit einem Mal überaus aufregend und wichtig; und während sie hierhin und dorthin schoss, abtauchte und wieder aufblitzte, entfachte sie einen solchen Wirbelwind von Ideen, dass es unmöglich war, still sitzen zu bleiben. So ereignete es sich, dass ich plötzlich sehr zügig über eine Rasenfläche lief. Augenblicklich erhob sich eine Männergestalt, um mich aufzuhalten. Zunächst begriff ich nicht, dass die Gesten dieses seltsam anmutenden Wesens in Gehrock und Frackhemd mir galten und warum sein Gesicht Entsetzen und Empörung ausdrückte. Mein Instinkt reagierte schneller als mein Verstand: Er war ein Pedell, ich war eine Frau. Dies war der Rasen, dort war der Weg. Nur die Studenten und Dozenten hatten auf dem Rasen Zutritt, mein Platz war auf dem Kiesweg. Diese Gedanken gingen mir binnen eines Augenblicks durch den Kopf. Als ich mich wieder auf den Kiesweg begeben hatte, sanken die Arme des

Pedells herab, seine Miene nahm die übliche Gelassenheit an, und obwohl es sich auf Rasen besser läuft als auf Kies, war kein großer Schaden entstanden. Das Einzige, was ich den Studenten und Dozenten des Colleges vorwerfen konnte, war, dass sie zum Schutz ihres seit dreihundert Jahren ununterbrochen gepflegten Rasens mein kleines Fischlein zur Flucht gezwungen hatten.

Ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, welcher Einfall mich zu diesem kühnen unbefugten Betreten verleitet hatte. Der Geist des Friedens senkte sich wie eine Wolke vom Himmel herab, denn wenn der Geist des Friedens irgendwo heimisch ist, dann auf den Wegen und Plätzen von Oxbridge an einem schönen Oktobermorgen. Beim Umherstreifen durch diese Colleges, vorbei an den altherrwürdigen Hallen, schien die raue Gegenwart wie weggewischt. Mein Körper schien von einer wundersamen Glasvitrine umgeben, die keinen Ton hindurchließ, und mein Geist, befreit von jeglichem Kontakt mit den Tatsachen (sofern ich nicht erneut den Rasen betrat), konnte sich völlig frei jedwedem Gedankengang hingeben, der sich im Einklang mit dem Moment entfaltete. Wie es der Zufall so wollte, rief mir eine flüchtige Erinnerung an einen alten Essay über ein Wiedersehen mit Oxbridge in den Sommerferien Charles Lamb in den Sinn – Saint Charles, wie Thackeray sagte, als er sich einen Brief von Lamb vor die Stirn hielt. Tatsächlich ist Lamb unter all den Verstorbenen (ich teile Ihnen meine Gedanken so mit, wie sie mir gekommen sind) einer der mir geistesverwandtesten; einer, den man gerne gefragt hätte: Sagen Sie mir doch, wie haben Sie nur Ihre Essays verfasst? Denn seine Essays sind meines Erachtens selbst der Perfektion von Max Beerbohm überlegen, weil sie von einer wilden Fantasie geprägt sind, von einem jähen Aufblitzen

der Genialität, was sie zwar unvollkommen und fehlerhaft macht, gleichzeitig aber mit einem poetischen Glanz versieht. Lamb kam vermutlich vor etwa hundert Jahren nach Oxbridge und schrieb natürlich einen Essay – dessen Titel mir leider entfallen ist – über ein Gedichtmanuskript von Milton, das er hier entdeckt hatte. Es handelte sich möglicherweise um *Lycidas* und Lamb beschrieb, wie sehr es ihn mit Erschrecken erfüllte, an die Möglichkeit zu denken, dass auch nur ein einziges Wort in *Lycidas* anders hätte sein können, als es nun einmal war. Der Gedanke, Milton könne die Worte in diesem Gedicht geändert haben, erschien ihm wie ein Sakrileg. Dies veranlasste mich, mir die Zeilen von *Lycidas* zu vergegenwärtigen, an die ich mich noch erinnerte, und mir einen Spaß daraus zu machen, zu überlegen, welches Wort Milton wohl geändert haben könnte und warum. Plötzlich fiel mir ein, dass sich eben jenes Manuskript, das Lamb eingesehen hatte, nur ein paar hundert Meter von mir entfernt befand, sodass ich auf Lambs Spuren über den Hof zu jener berühmten Bibliothek schreiten konnte, in der dieser Schatz aufbewahrt wird. Außerdem, so erinnerte ich mich, während ich diesen Plan bereits in die Tat umsetzte, befindet sich in dieser berühmten Bibliothek auch das Manuskript von Thackerays *Esmond*. *Esmond* wird von Kritikern häufig als Thackerays vollkommener Roman bezeichnet. Allerdings behindert der affektierte Stil, der den Stil des achtzehnten Jahrhunderts imitiert, meiner Erinnerung nach den Lesefluss. Es könnte jedoch sein, dass der Stil des achtzehnten Jahrhunderts für Thackeray ganz natürlich war – eine Tatsache, die ich leicht durch einen Blick in das Manuskript überprüfen könnte, um festzustellen, ob die Änderungen zugunsten des Stils oder zugunsten des Verständnisses vorgenommen wurden. Dafür müsste ich

allerdings entscheiden, was Stil ist und was Verständnis ist, eine Frage, die – doch da stand ich bereits vor der Tür, die in die Bibliothek führt. Ich muss sie geöffnet haben, denn augenblicklich trat ein abweisender, silberhaariger, höflicher Herr hervor, der wie ein Schutzengel mit einem flatternden schwarzen Talar anstelle von weißen Flügeln den Weg versperrte und mich mit leiser Stimme bedauernd zurückwinkte, dass Damen nur in Begleitung eines College-Mitglieds oder mit einem Empfehlungsschreiben der Zutritt zur Bibliothek gewährt werde.

Dass eine berühmte Bibliothek von einer Frau erwünscht wird, ist für diese Bibliothek völlig irrelevant. Ehrwürdig und ruhig, mit all ihren Schätzen sicher in ihrem Inneren verwahrt, schlummert sie weiter selbstzufrieden und wird, was mich anbelangt, für immer weiter schlummern. Niemals wieder würde ich diese Echos wecken, niemals wieder würde ich um diese Gastfreundschaft bitten, so schwor ich mir, als ich voller Zorn die Stufen hinabstieg. Doch bis zum Mittagessen blieb noch eine Stunde Zeit, was also tun? Über die Wiesen spazieren? Am Fluss sitzen? Es war zweifellos ein herrlicher Herbstmorgen, die Blätter flatterten rot zu Boden, und beides wäre durchaus angenehm gewesen. Doch dann drang Musik an mein Ohr. Offensichtlich fand gerade ein Gottesdienst oder eine Feier statt. Die Orgel klagte in den höchsten Tönen, als ich an der Kapellentür vorbeiging. Selbst das Leid des Christentums klang in dieser ruhigen Atmosphäre eher wie die Erinnerung an Leid als wie das Leid selbst; selbst das Wehklagen der alten Orgel schien in Frieden gehüllt zu sein. Ich verspürte kein Verlangen, hineinzugehen, selbst wenn ich das Recht gehabt hätte, denn diesmal würde mich womöglich der Küster aufhalten und meine Taufurkunde oder ein Empfehlungsschreiben

des Dekans verlangen. Doch das Äußere dieser prächtigen Gebäude ist oft ebenso schön wie ihr Inneres. Überdies war es amüsant zu beobachten, wie sich die Gemeindemitglieder versammelten, wie sie herein- und wieder hinausgingen und sich an der Tür der Kapelle wie Bienen am Eingang eines Bienenstocks tummelten. Viele trugen Barett und Talar, einige zudem Pelzkragen, manche wurden in Rollstühlen geschoben, andere, obgleich sie kaum über die Lebensmitte hinaus waren, wirkten so zerknittert und in seltsame Formen gestaucht, dass sie an diese riesigen Krabben und Krebse erinnerten, die sich mühsam über den Sand eines Aquariums schleppen. Von meinem Blickwinkel, angelehnt an der Mauer, erschien mir die Universität tatsächlich wie ein Refugium für seltene Arten, die dem Untergang geweiht wären, wenn sie auf den Straßen der Strand in London um ihr Dasein kämpfen müssten. Alte Geschichten über alte Dekane und alte Professoren kamen mir in den Sinn, aber bevor ich den Mut aufbringen konnte zu pfeifen – es hieß nämlich, dass der alte Professor beim Klang eines lauten Pfeifens augenblicklich in Galopp ausbrach – war die ehrwürdige Gemeinde bereits hineingegangen. Das Äußere der Kapelle blieb unverändert. Wie Sie wissen, kann man sie mit ihren hohen Kuppeln und Spitzen gleich einem Segelschiff, das stets auf hoher See ist und nie ankommt, des Nachts hell erleuchtet noch kilometerweit über die Hügel hinweg erkennen. Einst war vermutlich auch dieser Innenhof mit seinen gepflegten Rasenflächen, den mächtigen Gebäuden und der Kapelle eine Sumpflandschaft gewesen, wo die Gräser wogten und Schweine nach Futter wühlten. Pferde- und Ochsenpannen, so überlegte ich, müssen die Steine in Fuhrwerken aus fernen Ländern herbeigeschafft haben, und dann wurden die grauen Blöcke, in deren Schat-

ten ich nun stand, mit unermesslicher Anstrengung einer über den anderen aufeinandergetürmt, und dann brachten die Glasmaler ihr Glas für die Fenster, und die Steinmetze waren jahrhundertlang dort oben mit Kitt und Mörtel, Spaten und Kelle beschäftigt. Jeden Samstag muss jemand Gold und Silber aus einem Lederbeutel in ihre mittelalterlichen Hände geschüttet haben, denn am Abend vergnügten sie sich vermutlich mit Bier und Kegelspiel. Ein endloser Strom von Gold und Silber, so dachte ich, muss unaufhörlich in diesen Hof geflossen sein, damit die Steine geliefert wurden und die Steinmetze arbeiten konnten; um zu planen, Gräben anzulegen, zu graben und zu entwässern. Doch dies war das Zeitalter des Glaubens, und es wurde großzügig Geld bereitgestellt, um diese Steine auf ein festes Fundament zu stellen. Und nachdem die steinernen Mauern errichtet waren, floss noch mehr Geld aus den Truhen von Königen, Königinnen und bedeutenden Adligen, um dafür Sorge zu tragen, dass hier Hymnen gesungen und Gelehrte unterrichtet werden sollten. Ländereien wurden gestiftet, der Zehnte wurde gezahlt. Und als das Zeitalter des Glaubens vorüber war und das Zeitalter der Vernunft begann, floss weiterhin derselbe Strom aus Gold und Silber. Stipendien wurden gegründet, Lehrstühle finanziert, nur floss das Gold und Silber nun nicht mehr aus den Truhen des Königs, sondern aus den Truhen von Kaufleuten und Fabrikanten, aus den Geldbörsen von Männern, die sich zum Beispiel in der Industrie ein Vermögen verdient hatten, und der Universität, an der sie ausgebildet worden waren, in ihrem Testament einen großzügigen Anteil davon vermachten, um weitere Lehrstühle, Stipendien und Stiftungen zu finanzieren. Daher die Bibliotheken und Labore, die Observatorien, die prächtige Ausstattung mit teuren und raffinierten

ten Instrumenten in den Glasvitrinen der Universität, wo einst die Gräser wogten und Schweine nach Futter wühlten. Während ich über den Innenhof schlenderte, so schien mir das Fundament aus Gold und Silber wahrlich solide, das Pflaster fest auf dem einst wilden Gras verlegt. Bedienstete mit Tablett auf den Köpfen eilten geschäftig von Treppe zu Treppe. In den Blumenkästen der Fenster blühten bunte Blumen. Grammophonklänge drangen aus den Zimmern. Es war unmöglich, nicht über all dies nachzudenken – doch wie auch immer diese Gedanken ausgesehen haben mögen, sie wurden jäh unterbrochen. Die Uhr schlug. Es war Zeit, sich zum Mittagessen zu begeben.

Es ist schon erstaunlich, dass Schriftsteller uns glauben machen wollen, ausnahmslos jede Mittagsgesellschaft sei unvergesslich, weil etwas besonders Geistreiches gesagt oder etwas besonders Kluges getan wurde. Doch sie verlieren selten ein Wort darüber, was serviert wurde, denn es gehört zur schriftstellerischen Konvention, weder Suppe noch Lachs oder Entenbraten zu erwähnen, ganz so, als seien diese Speisen völlig unwichtig und als hätte niemand eine Zigarre geraucht oder ein Glas Wein getrunken. An dieser Stelle werde ich mir jedoch erlauben, mit dieser Konvention zu brechen und Ihnen mitzuteilen, dass das Mittagessen bei diesem Anlass mit Seezunge begann, die in einer tiefen Schüssel serviert wurde, über die der Koch des Colleges eine Haube aus schneeweißer Sahne gelegt hatte, die hier und da mit braunen Flecken betupft war, was mich an die Sprenkel auf den Flanken eines Rehs erinnerte. Darauf folgten Rebhühner, doch wer nun an ein paar kahle, braune Vögel auf einem Teller denkt, der irrt. Zahlreich und vielfältig zubereitet wurden die Rebhühner serviert, begleitet von einer ganzen Palette an Soßen und Salaten, scharfe

und süße in perfekter Reihenfolge. Dazu wurden Kartoffelscheiben gereicht, dünn wie Münzen, nur wesentlich zarter, sowie Rosenkohl mit Blättern wie Rosenknospen, jedoch viel saftiger. Kaum waren die Bratvögel und ihre Beilagen verzehrt, da trug der schweigsame Diener, der vielleicht eine mildere Verkörperung des Peddels war, eine mit Servietten umkränzte Süßspeise auf, die ein wahres Wunderwerk aus Zucker war. Dies als Pudding zu bezeichnen und das Werk somit mit Reis und Tapioka in Verbindung zu bringen, wäre einer Beleidigung gleichgekommen. In der Zwischenzeit waren die Weingläser mit gelber und purpurroter Farbe gefüllt, leer getrunken und wieder gefüllt worden. Und so erhellte sich allmählich, auf halbem Weg die Wirbelsäule hinab, dort, wo die Seele ihren Sitz hat, nicht etwa jenes grelle elektrische Licht namens Scharfsinn, das hin und wieder über unsere Lippen flackert, sondern ein tieferes, subtileres und verborgenes Leuchten, jenes intensive goldene Feuer intelligenter Unterhaltung. Kein Grund zur Eile. Kein Grund zu glänzen. Kein Grund, jemand anderes zu sein als man selbst. Wir kommen alle in den Himmel, und van Dyck ist mit von der Partie – mit anderen Worten: Wie schön das Leben doch schien, wie süß seine Belohnungen, wie belanglos dieser Groll oder jenes Grämen, wie wunderbar die Freundschaft und die Gesellschaft von Gleichgesinnten, während man sich eine gute Zigarette anzündete und in die weichen Kissen der Fensterbank sank.

Hätte dort zufällig ein Aschenbecher gestanden und hätte ich die Asche nicht aus dem Fenster schnippen müssen, dann wäre alles ein wenig anders gekommen, denn dann hätte ich vermutlich nicht die Katze ohne Schwanz gesehen. Der Anblick dieses abrupt endenden und gestutzten Tieres, das auf leisen Pfoten über den Innenhof schlich, veränderte

durch eine Laune meines Unterbewusstseins meine gesamte Gefühlslage. Es war, als hätte jemand einen Vorhang beiseitegezogen. Vielleicht ließ die Wirkung des ausgezeichneten Weins nach. Auf jeden Fall schien irgendetwas zu fehlen, irgendetwas schien anders zu sein, als ich die Manx-Katze beobachtete, die mitten auf dem Rasen innehielt, als würde auch sie das Universum infrage stellen. Aber was fehlte, was war anders, fragte ich mich, während ich den Gesprächen um mich herum lauschte? Um diese Frage zu beantworten, musste ich mich gedanklich aus dem Raum zurück in die Vergangenheit versetzen, in die Zeit vor dem Krieg, und mir das Bild einer anderen Mittagsgesellschaft vor Augen führen, die in nicht weit entfernten Räumlichkeiten stattfand, die jedoch anders waren. Alles war anders. Unterdessen dauerten die Gespräche unter den Gästen an, die zahlreich und jung waren, einige von diesem Geschlecht, andere von jenem; sie plätscherten dahin, geschmeidig, angenehm, ungezwungen und amüsant. Und während diese Unterhaltung sich fortsetzte, verglich ich sie mit jener anderen Unterhaltung, und als ich beide miteinander verglich, hegte ich keinen Zweifel daran, dass die eine die Nachfahrin, die legitime Erbin der anderen war. Nichts hatte sich verändert, nichts war anders, außer – und hier lauschte ich mit gespitzten Ohren nicht nur den Worten, die gesprochen wurden, sondern auch dem dahinterliegenden Gemurmel und der Stimmung. Ja, genau das war es – hier lag die Veränderung. Vor dem Krieg hätten die Menschen bei einer Mittagsgesellschaft wie dieser genau dieselben Dinge gesagt, aber sie hätten anders geklungen, weil ihnen damals eine Art Summen innewohnte, nicht artikuliert, aber melodisch, eine Spannung, die den Wert der Worte selbst veränderte. Könnte man dieses Summen in Worte fassen? Mit Unterstützung der Dichter wäre

dies vielleicht möglich. Ein Buch lag neben mir, und ich schlug es auf und blätterte beiläufig zu Tennyson. Und dort fand ich folgenden Vers von Tennyson:

*Glitzernd eine Träne fiel hernieder
Von der Passionsblume am Tor.
Die Taube kommt, meine Liebe kommt wieder;
Mein Leben, mein Schicksal kommt hervor;
Die rote Rose ruft: »Sie naht, bald ist sie hier«,
»Sie ist zu spät«, weint die weiße Ros', die zarte;
Der Rittersporn horcht: »Ich höre, ich lausche ihr!«
Und die Lilie flüstert nur: »Ich warte.«*

War es das, was die Männer vor dem Krieg bei den Mittagsgesellschaften summten? Und die Frauen?

*Mein Herz singt wie ein Vögelein,
In seinem Nest aus Weidenzweigen;
Mein Herz ist wie ein Apfelbaum,
Des Äste sich vor Früchten neigen;
Gleich einer Muschel ist mein Herz,
So friedlich treibt es auf dem Meer.
Voller Glück mein Herz nun ist,
Denn meine Liebe kommt zu mir.*

War es das, was die Frauen vor dem Krieg bei den Mittagsgesellschaften summten?

Der Gedanke daran, dass die Menschen vor dem Krieg bei Mittagsgesellschaften dergleichen, wenn auch nur leise, vor sich hin gesummt haben könnten, erschien mir so absurd, dass ich laut auflachte und mein Lachen dadurch erklären musste, dass ich auf die Manx-Katze zeigte, die tat-

sächlich ein wenig absurd aussah, das arme Tier, ganz ohne Schwanz, mitten auf dem Rasen. War sie wirklich so geboren oder hatte sie ihren Schwanz bei einem Unfall verloren? Schwanzlose Katzen sollen zwar auf der Isle of Man vorkommen, sind aber seltener, als man denkt. Es sind seltsame Tiere, eher kurios als schön. Schon merkwürdig, welchen Unterschied ein Schwanz macht – nun ja, Sie wissen schon, die Art von Bemerkungen, die man so macht, wenn eine Mittagsgesellschaft sich langsam auflöst und alle nach ihren Mänteln und Hüten suchen.

Diese hier hatte sich dank der Gastfreundschaft des Gastgebers bis weit in den Nachmittag hinein hingezogen. Der schöne Oktobertag neigte sich dem Ende zu, und die Blätter fielen von den Bäumen der Allee, auf der ich nun entlangging. Ein Tor nach dem anderen schien sich mit sanfter Endgültigkeit hinter mir zu schließen. Unzählige Pedelle steckten unzählige Schlüssel in gut geölte Schlösser; das Schatzhaus wurde für eine weitere Nacht gesichert. Von der Allee gelangt man auf eine Straße – ich habe ihren Namen vergessen –, die einen, wenn man die richtige Abzweigung nimmt, nach Fernham führt. Aber ich hatte reichlich Zeit. Abendessen gab es nicht vor halb acht. Nach einem solchen Mittagsmahl könnte man fast auf das Abendessen verzichten. Ist es nicht seltsam, wie ein paar Verse aus einem Gedicht im Kopf haften bleiben und die Beine dazu bringen, im Takt der Verse die Straße entlangzulaufen? Diese Worte –

Glitzernd eine Träne fiel hernieder

Von der Passionsblume am Tor.

Die Taube kommt, meine Liebe kommt wieder –